

erschienen in: Csáky, Moritz/ Stachel, Peter (Hg.): *Die Verortung von Gedächtnis*. Wien: Passagen 2001, pp. 257-277.

1 Halbwegs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt/M.: Fischer 1985, p. 130.

2 Ibid. p. 130f.

### Raumgedächtnis

Gedächtnis und Raum stehen ohne Zweifel in einer engen, wechselseitigen Beziehung zueinander. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß er jemanden, wenn er ihn nicht in seiner angestammten Umgebung z.B. in einer Stadt, in der er mit ihm zu verkehren pflegt, sondern unverhofft an einem anderen Ort begegnet, zwar erkennt, jedoch nachdenken muß, wer diese ihm bekannte Person nun eigentlich sei. Und wem ist es nicht schon widerfahren, daß an einem Ort (Raum), an den man nach längerer Abwesenheit zurückkehrt, durch die Wahrnehmung einer unverwechselbaren äußeren Lebenswelt Erinnerungen wach gerufen werden, die man an anderen Orten nicht hatte? Kehrt man z.B. in jene Gegend zurück, in der man die Kindheit verbracht hat, werden Erinnerungen lebendig, die zwar in einem schlummerten, derer man sich aber vielleicht Jahrzehnte lang nicht bewußt war. Und kommt man dort mit ehemaligen Freunden zusammen, werden plötzlich gemeinsame Erlebnisse gegenwärtig, man tauscht Erinnerungen aus, die unvermittelt die Vergangenheit zur Gegenwart werden lassen. Erinnerungen werden also durch die Wahrnehmung von Orten aktualisiert, in denen das Gedächtnis ruht. Nach Maurice Halbwegs ist diese an Räume gebundene Erinnerung eine ganz wesentliche Konstante des kollektiven Gedächtnisses:

Der Ort, an dem eine Gruppe lebt, ist nicht gleich einer schwarzen Tafel, auf der man Zahlen und Gestalten aufzeichnet und dann auswischt [...] der Ort hat das Gepräge der Gruppe erhalten und umgekehrt. Alsdann können alle Unternehmungen der Gruppe räumlich ausgedrückt werden, und der Ort, an dem sie lebt, ist nur die Vereinigung all dieser Ausdrücke.<sup>1</sup>

### Stadt und Gedächtnis

Städte sind Orte des Gedächtnisses. Sie verleihen jenen, die hier wohnen, Kohärenz, d.h. ein Bewußtsein von Zusammengehörigkeit. Die Stadt prägt den Alltag ihrer Bewohner, die Art ihres Umgangs, ihre Sprache, ihre Gestik, ihre Kleidung. So entsteht ein Gewebe von Symbolen, ein übergeordnetes Kommunikationssystem, in das sich jene erste einordnen müssen, die sich hier neu ansiedeln. Paläste, Wohnhäuser, Kirchen, Kaufhäuser oder selbst kleine Geschäfte, der Verlauf von Straßen oder die unverwechselbare Lage von Plätzen fügen sich zu einem Koordinatensystem, dienen der gemeinsamen Orientierung, regeln die Beziehungen von Personen und lassen sie zu einer Gruppe zusammenwachsen. Viele aus dieser Gruppe wissen, welcher Weg wohin führt oder welche Gebäude welchem Zwecke dienen und können ihr Wissen jenen weitergeben, die sich diese Kenntnisse erst aneignen müssen. Manchen ist bekannt, daß dieses oder jenes Gebäude aus dem 17. Jahrhundert stammt, ihre im barocken Stil errichtete Fassade veranlaßt aber auch jene, die über nur geringe historische Kenntnisse verfügen, eine zeitliche Einordnung des Gebäudes vorzunehmen. Die gegenwärtige oder die ehemalige Funktion von Gebäuden oder Plätzen wird entweder von Generation zu Generation weitererzählt, oder sie wird durch Inschriften, die an den Gebäuden angebracht sind, in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben und immer wieder erinnert. Städte sind strukturiert: Es gibt Einkaufsstraßen, Wohnviertel, Vergnügungsviertel, zentrale Verkehrsknotenpunkte oder enge innerstädtische Räume, in denen sich das kulturelle Angebot wie Theater, Oper oder Konzerte bündelt.

Die verschiedenen Viertel innerhalb einer Stadt und die Häuser innerhalb eines Viertels haben einen festen Platz und sind ebenso stark im Boden verankert wie Bäume und Felsen, wie ein Hügel oder eine Hochfläche. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe der Städter nicht den Eindruck hat, sich zu verändern. Solange das Aussehen der Straßen und Gebäude gleichbleibt und es wenige zugleich fester gefügte und dauerhafte soziale Formationen gibt.<sup>2</sup>

Es ist daher nicht verwunderlich, daß zuweilen Gebäude, die mit ganz bestimmten Erinnerungen konnotiert sind, bewußt verändert oder sogar abgetragen werden, weil sie entweder den konkreten gesellschaftlichen Erwartungen nicht mehr entsprechen oder neuen politischen Idealen



3 Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte der Stadt. In: Spaces of Solitude – Haus der Architektur. Dokumente zur Architektur 9. Graz 1997, p. 17.

4 In bezug auf den Einfluß, den eine Stadt auch auf ganz neue Bewohner haben kann, hat Karl Schlägel im Zusammenhang mit Czernowitz aufmerksam gemacht. Cf. Schlägel, Karl: Heimkehr aus Halbasien. Die k.u.k. Kulturstadt Czernowitz erwacht zu neuem Leben. In: Neue Zürcher Zeitung 264, Samstag 11.11.2000 (Beilage: Literatur und Kunst). – Cf. auch Schlägel, Karl: Promenade in Jalta und andere Städtebilder. München: Hanser 2001, v.a. pp. 74-98 (Beitrag aus dem Jahre 1988 über Czernowitz).

5 Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. In: Ders.: Werkausgabe Bd. I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, p. 245.

6 Guglia, Eugen (Hg.): Wien. Ein Führer durch Stadt und Umgebung, Wien: Gerlach, Wiedling 1908, p. 182.

zu widersprechen scheinen. Wenn solche Bauten später wiederhergestellt oder restauriert werden, geschieht dies zumeist aufgrund einer wiedergewonnenen Erinnerung, die diese Orte erneut mit einem Gedächtnis auflädt, das in ihnen ruhte. Das heißt, eine Stadt mag sich verändern, insgesamt bleibt ihre Physiognomie jedoch erhalten und im Bewußtsein ihrer Bewohner verwurzelt. »Die Städte haben ein Gedächtnis, das in unserem kommuniziert, es aufweckt und herausfordert. Sie haben ein historisches Gedächtnis: Der modernen Auffassung der Stadt entsprechend, wird Monument an Monument gereiht, um der Landschaft eine zeitliche Dimension zu verleihen«<sup>3</sup>. Die Physiognomie der Stadt kann also in einem gewissen Sinne als eine Konstante aufgefaßt werden, die erstaunlicherweise selbst das Bewußtsein jener, die sich hier neu ansiedeln und zur Stadt keine traditionellen Bindungen aufweisen, in einer ähnlichen Weise zu beeinflussen vermag, wie das ihrer einstigen Bewohner.<sup>4</sup> Die Beziehungen dieser Menschen zueinander werden von der Stadt, ihren Koordinaten, ihrer Anlage oder der Vielfalt ihrer Architektur beeinflußt, so als ob die Stadt ein Text wäre, den man »erlesen« kann oder eine Sprache, die man versteht und mittels derer man sich zu verständigen weiß.

Jede Stadt weist eine Vielzahl von »Orten« auf, die übereinander lagern oder nebeneinander bestehen. Typische architektonische Stilelemente verweisen nicht nur auf diese Vielschichtigkeit, sondern auch auf die im Verlaufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten gewachsenen und veränderten Funktionen eines urbanen Raumes. Das Zentrum einer Stadt, zumeist mit einem Hauptplatz in seiner Mitte, wird von anderen Plätzen umsäumt, die für sich genommen ebenfalls kleine Zentren bilden. Außenbezirke schließen sich an und werden von Vororten umringt. D.h. jede Stadt, auch eine zentral angelegte Stadt der Renaissance oder der Moderne, weist eine vielfältige Stratigraphie auf, die historisch bedingt und funktional ausgerichtet ist. Für Ludwig Wittgenstein war es naheliegend, die Vielschichtigkeit der Sprache metaphorisch mit dem Hinweis auf eine alte Stadt zu erläutern:

Und mit wieviel Häusern, oder Straßen, fängt eine Stadt an, Stadt zu sein? Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt, ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.<sup>5</sup>

Wenn also die Stadt als ganzes mit ihrer unverwechselbaren Physiognomie ein Raum ist, in dem Gedächtnis lagert, dann sind es auch ihre Subzentren, Plätze und Viertel: Sie beinhalten jeweils unterschiedliche Anhaltspunkte für Personen, Ereignisse oder Funktionen, die beim Anblick von Gebäuden erinnert werden oder die aufgrund von Informationen, die man hat oder sich zu verschaffen weiß, auf diese zurückfallen und die Erinnerung vertiefen. Wittgenstein paraphrasierend ist also die Stadt in der Tat ein Text, den man lesen oder eine Sprache, die man verstehen kann.

### Das Alte Universitätsviertel – ein Ort des Gedächtnisses

In diesem Sinne ist das Alte Universitätsviertel in Wien ein paradigmatischer Ort des Gedächtnisses. Im ersten Bezirk gelegen, heute jedoch abseits vom Durchzugsverkehr und Massentourismus, gehört dieses in sich abgeschlossene Viertel zu jenen Teilen der Inneren Stadt, die eine auffällig reiche Bausubstanz aus den verschiedensten Jahrhunderten aufzuweisen hat. »Dieser Teil der Stadt« kann man in einem Wien-Führer aus dem Jahre 1908 lesen, »obgleich historisch nur der zweitälteste, macht in Wahrheit den Eindruck der älteste zu sein, weil er vom jüngsten Modernisierungsprozeß am wenigsten berührt wurde.«<sup>6</sup> Der im Zentrum dieses Viertels gelegene Platz mit dem Gebäude der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der Jesuitenkirche (Universitätskirche) und dem Jesuitenkolleg erinnert den Besucher vor allem an Abenden eines Spätsommertages unvermutet an einen Platz in Trastevere oder in einem anderen Altstadtbereich Roms. Die Sprache der architektonischen Symbolik des Barock legt diesen Vergleich nahe, sie unterstreicht zugleich die gesamteuropäische Relevanz dieses eng begrenzten städtischen Raumes. Doch der Platz erinnert nicht nur an vergleichbare Orte beziehungsweise Plätze in anderen Städten. Die unverwechselbare architektonische Ausgestaltung seiner Bauten ist ein Speicher des Gedächtnisses für den Ort, an dem sich dieser Platz befindet. Zunächst insofern, als die Gebäude Erinnerungen an ihre gegenwärtige (Kirche) oder vergangene Funktion (Universität) wachrufen. Hinter diesen verbergen sich jedoch noch weitere



7 Das Zitat von John Ruskin entnehme ich einem Beitrag von Sonne, Wolfgang: Die Stadt und die Erinnerung – The City and the Act of Remembering. In: Daidalos (Dezember 1995), p. 92.

Gedächtnisspuren. Sie schweben wie Folien hinter den Gebäuden und treten mit Hilfe einer baugeschichtlichen Spurensuche allmählich in den Vordergrund: Warum und wie wurde zum Beispiel diese urbane Mikrostruktur mit ihren Gebäuden im Verlaufe der Jahrhunderte geschaffen, andauernd verändert oder: warum wurden Teile davon sogar zerstört? Vergegenwärtigt man sich diese geschichtliche Abfolge, dann kommt man zur Einsicht, daß hier vielfältige, unterschiedliche Gedächtnisebenen lagern, die jeweils unterschiedliche, zum Teil sogar widersprüchliche, jedoch ineinander fließende Erinnerungsströme sichtbar werden lassen. Gedächtnis- und Erinnerungsinhalte lassen sich hier im konkreten zunächst jenem »Text« ablesen, den die Architektur versinnbildlicht. Die Architektur ist somit hier in der Tat jenes Mittel, das, wie John Ruskin meinte, der Vergeßlichkeit am entschiedensten entgegentritt: »Es gibt nur zwei starke Überwinder der Vergeßlichkeit der Menschen: Dichtkunst und Baukunst, und die letztere umschließt in gewisser Hinsicht die erste, und ist noch mächtiger in ihrer Wirklichkeit«.<sup>7</sup>

Man kann in Wien den engen, über das sogenannte »Jesuitenviertel« hinausreichenden städtischen Raum zwischen dem Dominikanerkloster im Osten, dem Fleischmarkt im Norden, der kleinen Windhaggasse – oder etwas entfernter: dem Lugeck – im Westen und der Wollzeile im Süden jeweils der Länge und der Breite nach in wenigen Minuten durchqueren. Es ist ein urbaner Raum, der Schichten von vielfältigen Codierungen aufweist.

### Codierungen eines Raumes: Wirtschaft, Religion, Politik

Zunächst sind Codes wahrnehmbar, die die ursprüngliche, Jahrhunderte alte Nutzung dieses Viertels markieren. Es war das Handels- und Kaufmannsviertel, das sich im Hochmittelalter hier, außerhalb der damaligen Stadtmauern, herausgebildet hatte. Daran erinnern noch heute nicht nur alte Straßenbezeichnungen wie zum Beispiel die Wollzeile, der Fleischmarkt oder die Bäckerstraße, sondern vor allem die am Rande dieses Viertels gelegenen Kirchen unterschiedlicher Glaubensgemeinschaften und Konfessionen, die auf die internationale Herkunft der Handelsleute, die sich hier niedergelassen hatten, hinweisen: Die Griechisch-Orientalische Metropolitankirche *Zur Heiligen Dreifaltigkeit*, die Griechisch-Orthodoxe *St. Georgs-Kirche* oder die Griechisch-Unierte Ukrainische *St. Barbara-Kirche*. Nicht zufällig erhebt sich gegenüber der Griechisch-Orientalischen Kirche das *Toleranz-Haus* (1793) mit einer denkwürdigen Inschrift, die an das josephinische Toleranzedikt aus dem Jahre 1781 erinnert, das auch den nicht römisch-katholischen christlichen Handelsleuten, die aus dem Osten und Südosten hierher gekommen waren, religiöse und zugleich gesellschaftliche Freiheiten zusicherte: »Vergänglich ist dies Haus, doch Josephs Nachruhm nie. Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie«. Kaum 150 Meter weiter westlich befand sich das mittelalterliche Judenviertel (Judenplatz, Seitenstättengasse), aus dem ihre Bewohner durch das Pogrom von 1421 vertrieben wurden – die Steine der zerstörten Synagoge wurden übrigens wenige Jahre später für die Erweiterung der spätmittelalterlichen Universität, für den Neubau der *Neue Schul* (*Nova structura*, 1423-1425) verwendet; in nordöstlicher Richtung, nur durch den heutigen Donaukanal (einem ehemaligen Seitenarm der Donau) getrennt, liegt die Leopoldstadt (2. Bezirk), in der sich die Juden seit der Frühen Neuzeit ansiedeln durften; die Leopoldstadt blieb für »Ostjuden« bis ins 20. Jahrhundert das bevorzugte Einwanderungsviertel Wiens. Im Westen, am Lugeck, hatte die Regensburger und Kölner Kaufmannschaft ihren Sitz (»*Regensburgerhof*«, »*Köllnerhof*«) aufgeschlagen. An jener Stelle, wo Mitte des 19. Jahrhunderts die neue Hauptpost errichtet wurde, erhob sich das alte Hauptmauthaus, eine Institution, die für den Handel von eminenter Bedeutung war, weil die eingeführte Ware erst hier freigegeben werden konnte. Diese vielfältige städtische Codierung, die sich dem »internationalen« Handel verdankt, verweist auf eine Erinnerungsebene, die immer wieder vergessen oder verdrängt wird: »Fremdheiten«, »Fremde« waren und sind integrale Bestandteile von städtischen Milieus, sie waren in Wien seit dem Mittelalter besonders deutlich wahrnehmbar, trugen ganz wesentlich zur Herausbildung einer eigenständigen Kultur bei und sind bis heute vor allem in der Alltagskultur, zum Beispiel in kulinarischen Traditionen, auch in ethnischsprachlich homogenisierten städtischen Gesellschaftsschichten nachweisbar.

Neben einer solchen Codierung des Raumes durch Handel und Kaufmannschaft weist das Viertel auch eine entschiedene *kirchliche Komponente* auf. Abgesehen von den bereits erwähnten Sakralbauten hatten sich hier im Laufe der Jahrhunderte in einer engen Dichte Kirchen und Klöster angesiedelt, die bis heute einen sakralen Besitzanspruch auf diesen Raum zu symbolisieren scheinen: Die Stadtniederlassungen der Zisterzienser von Heiligenkreuz (der heutige *Heiligenkreuzerhof*) und Lilienfeld (der ehemalige *Lilienfelderhof*), das Dominikanerkloster mit



der Kirche *Maria Rotunda*, das unter Joseph II. aufgehobene Dominikanerinnenkloster (Laurenzerinnen) und vor allem der unmittelbar gegenüber den Dominikanern errichtete imposante, fast bedrückende Komplex des Jesuitenkonvikts (*Domus Academica*) mit der alles beherrschenden Universitätskirche (*Jesuitenkirche*).

Heute kaum mehr wahrnehmbar ist die Codierung des Raumes durch die jeweilige *politische Herrschaft*: Das alte Universitätsgebäude aus dem 14. Jahrhundert, das in den Neubau des Jesuitenkonvikts integriert wurde, war, wie schon sein Name *Collegium Ducale* andeutet, eine Gründung des Landesfürsten und somit eine »staatliche« Einrichtung. Auch die Ansiedlung der Jesuiten im 16. Jahrhundert erfolgte auf Einladung des Kaisers (Ferdinand I.). Ihnen wurde zunächst die »Rekatholisierung« und dann im 17. Jahrhundert durch Ferdinand II. die gesamte universitäre Ausbildung anvertraut. Das kaiserliche Wappen über dem Hauptportal der 1627-1631 erbauten Jesuitenkirche symbolisiert daher in erster Linie die staatlich verordnete »Rekatholisierung«. Im Sinne des Prinzips *cuius regio, eius religio* war die Gegenreformation ein zutiefst politischer Akt: Das Bekenntnis zum römischen Katholizismus wurde zu einem Synonym für die Akzeptanz der politischen Herrschaft der Habsburger. Die Jesuitenkirche mit dem kaiserlichen Wappen ist somit Ausdruck der politischen Herrschaft, eines »katholisch-barocken« obrigkeitsstaatlichen Autoritätsgefüges, das mit Hilfe der Jesuiten durchgesetzt wurde, die von einer ernsten, strengen spanischen Spiritualität (Mentalität) geprägt waren. Der vom lothringischen Architekten Jean Nicolas Jadot entworfene Neubau der Universität (der heutigen Akademie der Wissenschaften) aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte gleichfalls politischen Vorgaben und dokumentierte eine explizite Willenskundgebung der aufgeklärten Bildungspolitik des Staates. Die Bildungsvermittlung sollte nun nicht mehr eine Angelegenheit der Kirche, sondern des Staates sein, nach dem Motto Maria Theresias: »Die Schule ist und bleibt ein politicum«. Schließlich ist auch die Österreichische Akademie der Wissenschaften eine staatliche Institution.

### Straßennamen und Gedächtnis

Straßennamen sind Orientierungshilfen, die es ermöglichen, sich sicher durch eine Stadt zu bewegen. Den Bewohnern durchaus geläufig, sind sie die wohl meistbenutzten Vokabeln (Codes), die täglich ausgesprochen, ausgetauscht oder, auf Häuserfronten angebracht, gelesen (decodiert) werden; sie machen eine Stadt im eigentlichen Sinne erst »lesbar«. Das Netzwerk von Straßennamen, die man täglich ausspricht, derer man sich täglich erinnert, ist für die Konstruktion einer kollektiven städtischen Identität von besonderer Bedeutung. Darüber hinaus orientieren Stadtpläne all jene, die sich in einer Stadt nicht gut auskennen oder nicht in der Stadt wohnen, mit einer möglichst präzisen Auflistung und Bezeichnung von Straßennamen. Stadtpläne mit Straßenbezeichnungen sind Orientierungshilfen und die in diesen verzeichneten Straßennamen können auch für jene zu Identifikatoren werden, die eine Stadt bloß aus der Ferne, gleichsam virtuell, wie einen imaginären Raum durchschreiten und sich ihn anzueignen versuchen. Insofern, als Straßennamen nicht nur eine praktische Funktion sich zu orientieren, sondern darüber hinaus auch eine identitätsstiftende Bedeutung haben, gehören sie vor allem seit dem 19. Jahrhundert, gerade im Zusammenhang mit der Konstruktion kollektiver nationaler Identitäten, zu jenen Codes, die immer wieder vereinnahmt bzw. instrumentalisiert wurden. Auf diese Tatsache verweisen vor allem die zumeist politisch und zuweilen ideologisch motivierten Umbenennung von Straßen vor allem nach Persönlichkeiten oder Ereignissen, von denen man annahm, daß sie eine ganz besondere identitätsstiftende Funktion hätten. Wichtige politische Umbrüche wie Revolutionen oder politische Systemwechsel brachten es immer mit sich, daß alte Erinnerungsweisen durch neue ersetzt wurden, was vor allem durch die Umbenennung von Straßen und Plätzen zum Ausdruck gebracht wurde. Wie schon erwähnt, weist das Alte Universitätsviertel alte, bis in das Mittelalter zurückreichende Straßenbezeichnungen auf, die auch heute Rückschlüsse auf den Handel und auf das Gewerbe zuläßt, das hier betrieben wurde. Die Wollzeile, benannt nach den hier ansässigen Wollhändlern und Webern, ist bereits seit Mitte des 12. Jahrhunderts belegt, die in das Stadtviertel hineinreichende Riemergasse, die bis ins 15. Jahrhundert auch Filzerstraße hieß, weist ebenso auf das hier ansässige Gewerbe hin beispielsweise der Fleischmarkt. Die Bäckerstraße, nach den hier seit dem 14. Jahrhundert wirkenden Brotbäckern zunächst als Obere Bäckerstraße bekannt, erhielt 1848 nur für wenige Monate den Namen Studentengasse, um an die von der Universität ausgehende studentische Revolution



8 Cf. zur Geschichte der alten Universität u.a. Mühlberger, Kurt: Die Universität Wien. Kurze Blicke auf eine lange Geschichte. Wien 1996. – Mühlberger, Kurt: Die Gemeinde der Lehrer und Schüler – Alma Mater Rudophina. In: Csendes, Peter/ Opll, Ferdinand (Hg.): Wien. Geschichte einer Stadt. Bd. 1. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2001, pp. 319-410 [dort neueste Literatur]. – Hamann, Günther/ Mühlberger, Kurt/ Skacel, Franz (Hg.): Das Alte Universitätsviertel in Wien, 1385-1985. Schriftenreihe des Universitätsarchivs 2. Wien: Universitätsverlag 1985. – Gall, Franz: Die Alte Universität. Wiener Geschichtsbücher 1. Wien, Hamburg: Zsolnay s.a. [1970].

9 Cf. u.a. Csáky, Moritz: Die »Sodalitas litteraria Danubiana«: historische Realität oder poetische Fiktion des Conrad Celtis? In: Zeman, Herbert (Hg.): Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1055-1750). Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt 1986, pp. 739-758.

(Akademische Legion) zu erinnern. Ähnlich verhielt es sich mit der Unteren Bäckerstraße, die in Erinnerung an die »Märzrevolution« ebenfalls nur für kurze Zeit zur Märzstraße mutierte. 1862, als man in Wien amtliche Straßenbezeichnungen einführte, wurde sie nach Josef von Sonnenfels, der an der Universität unterrichtet hatte und in der benachbarten Wollzeile eine Wohnung besaß, zur Sonnenfelsgasse umbenannt. Sonnenfels, dessen Vater noch Talmudgelehrter gewesen ist, war während der Zeit des Nationalsozialismus als Namensgeber für eine Straße freilich nicht akzeptabel. So mutierte die Straße von 1938 bis 1945 zur Johann-Sebastian-Bach-Straße. Der zentrale Platz, der von der Akademie der Wissenschaften, der Jesuitenkirche und dem Jesuitenkolleg eingerahmt wird und erst seit 1949 Dr. Ignaz Seipel Platz heißt, hatte seit 1701 die Bezeichnung Jesuitenplatz und wurde nach der Aufhebung der Jesuiten und der Emanzipation der höheren Bildung von der Kirche 1773 zum Universitätsplatz umbenannt. Nach Errichtung der neuen Hauptpost an Stelle des alten Hauptmalthauses wurde 1862 die Postgasse geschaffen, ihr Verlauf vor dem Dominikanerkloster hieß früher (seit dem 14. Jahrhundert) *Bei den Predigern* oder *Zu den Predigern*.

### Alte Universität: Gedächtnisspeicher europäischer Wissenschaftstraditionen

Außer den bisher angeführten Codierungen, die auf spezifische Gedächtnisinhalte hinweisen, findet sich im Alten Universitätsviertel v.a. die gesamte abendländische Wissenschaftstradition vor. Die räumliche Ausgestaltung des inneren Kerns dieses Viertels, die Symbole seiner architektonischen Ausstattung, zahlreiche Inschriften, aber auch jene zwölf Buchhandlungen und Antiquariate, die sich in diesem engen städtischen Raum erhalten bzw. neu angesiedelt haben, laden dazu ein, sich diese Traditionen erinnernd zu erlesen. Dabei wird deutlich, daß hier ganz dicht beieinander nicht nur eine über Jahrhunderte andauernde europäische Wissenschaftskontinuität beschrieben wird, sondern daß zugleich jene Brüche und Differenzen wahrnehmbar werden, die, gewiß zum Teil unbeabsichtigt, jene unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven verdeutlichen, die sich zeitlich aufeinander folgenden unterschiedlichen Lehrmeinungen und Schulen verdankten. Man kann dabei zumindest zwischen vier Erinnerungsebenen unterscheiden.

1. Das Wissenschaftsverständnis der Mittelalters wird durch den Komplex des Dominikanerklosters symbolisiert. Auch wenn das Collegium Ducale aus dem 14. Jahrhundert der eigentlich Sitz der spätmittelalterlichen Universität war, Gelehrte des Dominikanerordens oder ihre Lehrmeinungen waren damals europaweit federführend, zumindest was die Philosophie und Theologie betraf. Die 1365 auf Initiative Herzog Rudolf IV. gegründete Universität<sup>8</sup> organisierte sich unter seinem ersten Rektor Albert von Sachsen nach dem Pariser Vorbild. Mit dem »erneuerten Stiftbrief« Herzog Albrecht III. erhielt das nun begründete Collegium, das unmittelbar gegenüber der Dominikaner im Lilienfelder Hof errichtet wurde, ungefähr zwanzig Jahre später seine ersten Statuten, für die Durchführung des erst jetzt vom Papst genehmigten theologischen Unterrichts holte man Professoren aus Paris. Die Zahl der Studenten erhöhte sich bald auf über 4000 Hörer, was eine Erweiterung der Baulichkeiten notwendig machte. Zwischen der Wollzeile und der Bäckerstraße errichtete man 1423/25 zum Teil mit den Steinen der im großen Judenpogrom 1421 zerstörten Synagoge am Judenplatz einen neuen Gebäudekomplex (*Nova structura*), in dem sich heute noch die alte Aula befindet.

2. Nach der Übernahme der universitären Ausbildung durch humanistische Gelehrte wie Conrad Celtis, Giovanni Balbi, Johannes Cuspinian, Johannes Vadianus oder Georg Tannstätter wurden 1499 die scholastischen Lehrbücher durch humanistische ersetzt, statt des Kommentierens von Texten waren nun Eloquenz, Rhetorik, Literatur und historisches Argumentieren gefordert. Eine weitere Internationalisierung der Wissenschaft war angesagt, sie spiegelte sich unter anderem in der angeblich von Celtis ins Leben gerufenen *Sodalitas litteraria Danubiana*<sup>9</sup>, der vor allem Gelehrte aus den Erblanden, Ungarn, Böhmen und den deutschen Ländern angehörten. Freilich war bereits die mittelalterliche Universität internationaler ausgerichtet als jene der späteren Frühen Neuzeit. Abgesehen von der internationalen Herkunft der Professoren organisierten sich von Beginn an die Studierenden und die Magister in vier »Nationes« (die österreichische, die rheinische, die ungarische und die sächsische Nation). Sie entsprachen Gemeinschaften, ihre konkrete Bezeichnung war eher willkürlich und wies viel eher in eine geographische Richtung als auf eine Nation im modernen Sinne. So gehörten der Österreichischen Nation unter anderem



auch all jene an, die aus Italien stammten, in der Sächsischen Nation rekrutierten sich auch alle Engländer, Schotten, Dänen, Schweden und Norweger. Das von Maximilian I. 1501 begründete *Collegium Poetarum* führte vermutlich in der alten Aula, die 1498 auf Initiative von Celtis umgebaut und mit Fresken ausgestattet worden war, Dichterkrönungen durch.

3. Der Inbesitznahme durch die Reformation stellte Ferdinand I. 1554 mit der *Reformatio nova* die Universität unter staatliche Kontrolle, Professoren wurden fortan ausschließlich von der Regierung ernannt. Zugleich setzte sich aber auch jener »*educational turn*« durch, der mit der Berufung der Gesellschaft Jesu nach Wien (1551) einsetzte. Schon 1558 erhielten die Jesuiten zwei theologische Lehrkanzeln, doch erst 1623 wurde ihnen die gesamte Universität übertragen. Der Vereinigung des Jesuitenkollegs mit der Universität stand nun nichts mehr im Wege. Das baulich erweiterte Akademische Kolleg vernichtete und verschlang förmlich das kleine Gebäude des alten Collegium Ducale, das die nunmehr »ausgediente« Bildung repräsentierte. Von ihm blieb höchstwahrscheinlich nur mehr das kleine, unscheinbare Giebeltürmchen übrig, das noch heute das Jesuitenkolleg krönt und an die mittelalterliche Universität erinnert. Zugleich wurde der überwältigende Gebäudekomplex des neuen Kollegs brutal, ja bedrohlich dem Dominikanerkonvent gegenüber aufgeführt und wies diesem, bis heute aufgrund der unterschiedlichen Ausdehnung und Höhe der Gebäude ganz deutlich sichtbar, nur mehr jene Randposition zu, die den Repräsentanten der alten Bildung auch im Wissenschaftsbetrieb zukommen sollte. Die neue architektonische Raumgestaltung wurde also insgesamt zu einem sichtbaren Symbol für zwei konkurrierende Systeme und für den Sieg des neuen Wissenschaftsverständnisses gegenüber dem alten. Die Konkurrenz zwischen Dominikanern und Jesuiten verdeutlichte das Streben nach Machterhalt oder Machtkonstruktion innerhalb des sakralen und Bildungsraumes. Der Gnadenstreit, der an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert einer der wichtigen religiös-intellektuellen Auseinandersetzungen war und weit über den katholischen Bereich hinaus heftig diskutiert wurde oder der Wettstreit der beiden Orden im Fernen Osten (Chinamission) wirft ein Licht darauf, auf welcher unterschiedlichen Ebenen diese Differenzen ausgetragen werden konnten. Man könnte diesen Gegensatz auch an der Ausrichtung der neu aufgeführten, im Verhältnis zur unmittelbaren örtlichen Umgebung und zum Jesuitenkolleg überdimensionierten Jesuitenkirche (1627-1631) ablesen: Sie ist wohl die einzige Kirche Wiens, die nicht, wie bei katholischen Sakralbauten üblich, nach dem Osten, sondern nach dem Norden ausgerichtet ist. Sie hebt sich damit deutlich sichtbar von der in unmittelbarer Nachbarschaft befindlichen Kirche der Dominikaner ab, jenem Sakralbau, der bis zu der Zeit, sowohl was seine Größe als auch seine religiöse Funktion betraf, dieses städtische Viertel beherrscht hatte. Vom architekturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet ist dem freilich hinzuzufügen, daß die neue Jesuitenkirche sich zum Teil in die vorhandene Straßenzeile einzufügen hatte, die als Verlängerung der Riemergasse im 17. Jahrhundert noch bis zur Schönlaterngasse führte. Man fand also hier auch nach dem Abbruch von einigen Häusern einen relativ begrenzten Bauplatz vor, der genutzt werden mußte, um die alten Universitätsgebäude (Domus Academica) zu schonen. Der neue Stil des Barock, in dem die Kirche aufgeführt wurde, stand nicht nur für ein modernes Bildungsprogramm, sondern war vor allem ein visueller, sinnlich wahrnehmbarer Code für die Gegenreformation, mit deren Durchführung Ferdinand II. die Jesuiten betraut hatte. Das über dem Kirchenportal angebrachte kaiserliche Wappen symbolisiert diese zwei vom Herrscher den Jesuiten übertragenen Aufgaben.

4. Die Bildungsreform des aufgeklärten 18. Jahrhunderts entließ die Kirche und den Jesuitenorden zunehmend aus ihrer Verantwortung für den höheren Unterricht. Schon 1757 erfolgte der Ausschluß der aktiven SJ-Professoren aus ihren akademischen Würden. Nach der Beseitigung von baufälligen Häusern wurde auf der Westseite des kleinen Jesuitenplatzes nach den Plänen des lothringischen Architekten J.N. Jadot das neue, staatliche Universitätsgebäude errichtet. Das österreichisch-lothringische Familienwappen auf der Hauptfassade und die Wappen der Königreiche Böhmen und Ungarn auf den Seitenfassaden symbolisieren die Inbesitznahme des Bildungsmonopols durch den Staat. Im Gebäude selbst befanden sich Lehrsäle und eine Neue Aula, in der akademische Feiern, öffentliche Vorträge und Konzerte stattfanden. 1808 wurde hier unter Anwesenheit des Komponisten Joseph Haydns Oratorium *Die Schöpfung* aufgeführt. Im zweiten Stockwerk fand seit 1759 die Akademie der bildenden Künste ihre Unterkunft, unter dem Dach war die Universitätssternwarte untergebracht. Das der Universität gegenüberliegende Akademische Kolleg diente nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 weiterhin akademi-

10 Cf. Gall [1970], pp. 117-122.

11 Pietra, Madeleine: Jung Österreich. Dokumente und Materialien zur liberalen österreichischen Opposition 1835-1848. Amsterdam: Rodopi 1980.

12 Franz, Georg: Liberalismus. Die deutschliberale Bewegung in der habsburgischen Monarchie. München s.a. [1955], v.a. pp. 37-40.

13 Cf. Heindl, Waltraud: Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich 1780 bis 1848. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1991, v.a. pp. 103-133 (Lehrfächer und Lehrbücher – Inhalt und Ideologie). – Ergänzend dazu cf. Heindl, Waltraud: Universitäten und Eliten im österreichischen Vormärz. In: Études Danubiennes 3/2 (Strasbourg 1987), pp. 117-128.

14 [Andrian Werburg, Viktor von]: Österreich und dessen Zukunft. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1843, p. 52.

schen Zwecken. Hier waren nicht nur Hörsäle untergebracht, auch das berühmte Akademische Gymnasium, das als erstes Gymnasium Wiens im 16. Jahrhundert von den Jesuiten eingerichtet worden war, hatte hier seine Unterkunft; erst 1866 übersiedelte es in das von Friedrich von Schmidt errichtete neue Gebäude am Beethovenplatz. Der Neubau von Jadot, in unmittelbarer Nachbarschaft der Jesuiten errichtet, symbolisierte ganz bewußt und gezielt die Uminterpretation bzw. Instrumentalisierung einer kirchlichen Bildungsinstitution, die nun in den Besitz des Staates übergegangen war und auf die Erziehung von staatlich besoldeten Lehrern und vor allem von effizienten Staatsbeamten abgestimmt war. Mit dem neuen Gebäude und mit der Umbenennung des ehemaligen Jesuitenplatzes in Universitätsplatz wurden nicht nur die neuen öffentlichen Bildungsideale in diesen engen urbanen Raum eingeschrieben, beabsichtigt war wohl auch die Auslöschung der Erinnerung an eine nunmehr antiquierte, durch die Jesuiten repräsentierte Bildungstradition. Freilich: Im Rahmen der franziszeischen Schulreformen erlangte der Klerus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch im Schulsystem wieder großen Einfluß. Die Thunische Reform von 1849 hatte eine Neustrukturierung der Universität zur Folge, verschiedene Fächer (z.B. Medizin, Physik, Pflanzenphysiologie) wurden abgesiedelt und fanden in dislozierten Instituten eine neue Unterkunft. 1854 entstand erstmals der Plan, ein »neues Universitätsgebäude« zu errichten. Nach dessen Fertigstellung nach den Plänen des Architekten Heinrich von Ferstel übersiedelte die Universität 1884 in das neue Haus am Ring<sup>10</sup>.

#### Gedächtnisort 1848

Vom Oktober 1848 bis März 1849 wurde die Lehre an der Universität eingestellt. Der Grund war die engagierte Involvierung der Studenten in die Revolution. Bereits seit den dreißiger Jahren hatte sich in den k.k. Staaten unter jungen Intellektuellen bzw. Schriftstellern eine liberale Opposition gegen den Metternichschen »Zensurstaat« herausgebildet<sup>11</sup>. Gegenüber anderen Reformbewegungen des frühen 19. Jahrhunderts, die an die josephinischen Ideale anknüpften oder, wie ein Teil des Adels, ständisch-liberal-konservative Ziele verfolgten, waren die jungen Bürgerlich-Intellektuellen westlichen Vorbildern verpflichtet mit dem Ziel, Freiheit, Gleichheit und Besitz in einer modernen Verfassung zu verankern, in der die Rechte aller gleichermaßen garantiert sein sollten<sup>12</sup>. (Der gescheiterte Reichstag von Kremsier setzte sich 1848/49 zum Ziel, mit einer Verfassung auch die ethnisch-kulturelle und sprachliche Heterogenität der Monarchie, das Nationalitätenproblem, in den Griff zu bekommen). Widerstand gegen die liberalen Reformen bildete sich vor allem unter der Beamenschaft, das heißt unter den Angehörigen jener politisch dominanten sozialen Schicht, für die die Universität seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zunehmend ausgerichtet war. Die Aufgabe der neuen Ausbildung bestand vornehmlich in der nach einem vorgegebenen Wissenskanon durchzuführenden Schulung guter und ergebener Staatsbeamter. Das »Durchpauken« eines vorgegebenen Wissenskanons erzog naturgemäß zu wenig Eigeninitiative und zu jener intellektuellen Inflexibilität, die die Erhaltung des Status quo im politischen Bereich garantierte<sup>13</sup>. Eine solche Bürokratie war nach den Worten eines ihrer Kritikers

eine beispiellos komplizierte Regierungsmaschine, ohne alle geistige, überhaupt ohne irgend eine andere Richtung, als die der möglichsten Erhaltung des status quo [...] welche alle Bewegung im Staate an sich gerissen hat, und die geringste, unbedeutendste Handlung der Bürger auf jede nur mögliche Weise überwacht, kontrolliert, und in den Bereich ihrer Oberaufsicht zieht.<sup>14</sup>

Die Rebellion der studentischen Jugend begründete sich, so könnte man argumentieren, nicht nur aus deren Identifikation mit den politischen Zielen des Liberalismus, sondern ebenso aus der Opposition gegenüber einer Bildungsanstalt, der Universität, die sie durch die Vermittlung eines sterilen, traditionellen Wissens zu gehorsamen Staatsdienern erziehen sollte. Die universitäre Ausbildung war zeitlich begrenzt, ausschließlich anwendungs- bzw. berufsorientiert und erzog die jungen Menschen weder zu einem selbständigem, geschweige denn zu einem kritischen Denken:

Da ist keine Freiheit der Diskussion und des Gedankens – für jede Wissenschaft gibt es ein vorgeschriebenes, meistens echt schulmeisterhaftes Lehrbuch, von welchem sich nie und nirgends, nicht einmal durch mündliche Commentarien, entfernt werden darf [...] Das Gedächtnis des Schülers wird auf Kosten seines Verstandes gestärkt, sein Kopf mit einer Menge unnützer, unpraktischer Dinge vollgestopft, daß in demselben kein

15 Ibid. p. 46f.

16 Marx, Julius: Die Anfänge der Wiener akademischen Legion und ihr Offizierskorps 1848. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 21 (1968), pp. 165-213. – Maisel, Thomas: Alma Mater auf den Barrikaden. Die Universität Wien im Revolutionsjahr 1848. Wien: Universitätsverlag 1988.

17 Harth, Dietrich: Revolution und Mythos. Sieben Thesen zur Genesis und Geltung zweier Grundbegriffe historischen Denkens. In: Harth, Dietrich/ Assmann, Jan (Hg.): Revolution und Mythos. Frankfurt/M.: Fischer 1992, pp. 9-35, v.a. pp. 11-13.

18 Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen kulturellen Gedächtnisses. München: Beck 1999, pp. 328-337.

19 Aus einem Vortrag des Innenministers Alexander Freiherr von Bach, Kurators der Akademie der Wissenschaften, anlässlich der Übergabe des Gebäudes an die Akademie im Oktober 1857. Zitiert nach Csáky, Eva-Marie: 150 Jahre Österreichische Akademie der Wissenschaften. Wien: ÖAW 1997, p. 23.

Raum mehr zum Denken bleibt – sein Charakter, seine moralische Ausbildung werden gänzlich vernachlässigt [...] Daher findet man an den österreichischen Unterrichtsanstalten wenig oder gar keine Zuhörer, welche Liebe zur Wissenschaft, Interesse an dem zu Erlernenden dahin rief, beinahe die Gesamtheit der Anwesenden betrachtet die Studien als ein notwendiges Uebel, als ein nicht zu umgehendes Mittel, um dereinst zu jenem Amte, oder eigentlicher, zu jener Besoldung zu gelangen, welche Jedem von ihnen als das einzige Ziel seiner goldenen Träume in der Ferne vorschwebt [...].<sup>15</sup>

In der Tat: die Implementierung der Lern- und Lehrfreiheit durch die Universitätsreform des Jahres 1849 konnte als Eingeständnis der politisch Verantwortlichen, die sich dieses Zustands bewußt wurden und als ein Erfolg der studentischen Revolution gelten.

Im März 1848 wurde das Hauptgebäude der Universität Sitz und Zentralstelle der studentischen »Akademischen Legion«<sup>16</sup>, die sich rasch mit den Forderungen der Arbeiterschaft solidarisierte. Sie hielt ihre Versammlungen in der Aula ab, wo auch Ludwig Kossuth, der Anführer der ungarischen Revolution, der aus dem benachbarten Preßburg nach Wien geeilt war, zu Wort kam. Im Parterre des Gebäudes waren Wachstuben eingerichtet. Die bereits erwähnte Umbenennung von Straßen rund um die Universität belegen den Enthusiasmus und den Zukunftsglauben, von dem die studentischen Revolutionäre beseelt waren, oder – sie sind ein Indiz dafür, daß die Mythosbildung oft der »revolutionären« Tat vorangeht und diese begleitet<sup>17</sup>. Denn mit der Umbenennung der Straßen vollzog sich die bewußte Instrumentalisierung eines urbanen Raumes, eine Neucodierung, mit welcher neue Inhalte für ein kontinuierliches Sich-Erinnern angeboten wurden. Doch als die erwartete Hilfe aus Ungarn ausblieb, war die Akademische Legion gezwungen, sich Ende Oktober 1848 dem kaiserlichen Heer zu ergeben. Die Universität als ganzes war nun durch die Teilnahme an der Revolution in den Augen der Regierung derart in Mißkredit geraten, daß der Unterricht vorerst gänzlich eingestellt und das Hauptgebäude (Aulagebäude) der Universität geschlossen wurde. Es sollte nie wieder universitären Zwecken dienen. Bis zum Jahre 1856/57, als das Gebäude der Akademie der Wissenschaften übergeben wurde, diente das Aulagebäude als Kaserne und Munitionslager. Die Erinnerung an die Revolution, an der sich Angehörige der Universität aktiv beteiligt hatten, sollte dadurch bleibend aus dem kollektiven Gedächtnis gestrichen werden. In der Tat wurde die Revolution in der Folge auch für die österreichische Gesellschaft zu einem »traumatischen Ort«, zu einem »Gedächtnisort wider Willen«<sup>18</sup>, deren Erinnerung kaum Eingang gefunden hat in die Semantik einer österreichischen politischen Kultur.

### Gedächtnisort Akademie der Wissenschaften

Im April 1856 erfolgte eine allerhöchste Entschließung, das Hauptgebäude der Alten Universität der »Kaiserlichen Akademie in Wien« zur Verfügung zu stellen. Ihr Kurator Innenminister Alexander von Bach setzte bei der feierlichen Sitzung im Mai die Mitglieder davon in Kenntnis, Ende 1856 wurde das völlig heruntergekommene Gebäude von der Militärverwaltung geräumt. Nach einer aufwendigen und kostspieligen Wiederherstellung und Adaptierung fand dann am 29. Oktober 1857 die feierliche Übernahme durch die Akademie statt. Damit erfolgte eine Neucodierung des Gedächtnisortes »Alte Universität«. In der kollektiven Erinnerung war das Gebäude so stark mit seiner ursprünglichen funktionalen Bestimmung verbunden, daß seine weitere »Profanierung« für andere Zwecke nie ernsthaft in Erwägung gezogen wurde. Es blieb also auch nach der Inbesitznahme durch die Akademie die ursprüngliche Konnotation des Ortes mit Bildung erhalten, sie verlagerte sich aber nun von der öffentlich wirksamen Bildungsvermittlung in Richtung einer modernen, außeruniversitären Forschung:

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, ein Verein von Männern, denen die große und segensreiche Aufgabe gestellt ist, durch eigenes selbständiges Forschen, so wie durch Ermunterung und Unterstützung, zum Frommen der menschlichen Gesellschaft und unseres theueren Vaterlandes die Wissenschaft zu fördern, ziehet in die Hallen dieses herrlichen Gebäudes ein [...] Eine große Kaiserin, unvergänglichen Andenkens, hat diese Räume mit ihrer so würdigen Ausstattung der Wissenschaft geweiht. Seine kaiserliche apostolische Majestät, unser jetzt regierender allergnädigster Herr aber, haben dieselben [...] im Geiste der hohen Stifterin der Akademie der Wissenschaften zur bleibenden Benützung übergeben.<sup>19</sup>

20 Zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften cf. v.a. Huber, Alfons:

Geschichte der Gründung und der Wirksamkeit der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestandes. Wien: Carl Gerolds Sohn 1897; Meister, Richard: Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 1847-1947. Wien: Adolf Holzhausens Nfg. 1947 (Denkschriften der Gesamtakademie Bd. I); Hittmair, Otto/Hunger, Herbert (Hg.): Akademie der Wissenschaften. Entwicklung einer österreichischen Forschungsinstitution. Wien: ÖAW 1997 (Denkschriften der Gesamtakademie Bd. XV); Csáky, E.-M. 1997; Matis, Herbert: Zwischen Anpassung und Widerstand. Die Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1938-1945. Wien: ÖAW 1997.

21 Meister 1947, p. 20.

22 Ibid. p. 23 (Antwortschreiben des Staatsministers Franz Anton Graf Kollowrat an Hammer-Purgstall, 1841).

23 Vortrag über Vielsprachigkeit, den Hammer-Purgstall bei der Feierlichen Sitzung der Akademie am 29.

Mai 1852 gehalten hat: Hammer-Purgstall, J. Freiherr v.: Vortrag über die Vielsprachigkeit. In: Die Feierliche Sitzung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien: W. Braumüller 1852, pp. 87-100, hier p. 97f.

Freilich hatte die Gründung der Akademie eine lange Vorgeschichte. Schon Gottfried Wilhelm Leibniz hatte sich während seines Wien-Aufenthaltes 1712-1716 entschieden für die Errichtung einer Akademie in Wien ausgesprochen<sup>20</sup>. Vorgesehen waren eine Literarische (mit deutscher und österreichischer Geschichte), eine Mathematische und eine Naturwissenschaftliche Klasse. Nach dem Tod von Leibniz wurde die Idee im Gelehrtenkreis um den Prinzen Eugen durch den Historiographen und Hofdichter Apostolo Zeno, den Theologen und Orientalisten Giovanni Benedetto Gentilotti, den Arzt Pio Nicolò Garelli und den Hofbibliothekar Alessandro Ricardi weiterverfolgt, jedoch ohne Erfolg. Gottscheds Bemühungen (1749) waren ebensowenig zielführend wie die Impulse, die die Gründungen von Gelehrtenvereinigungen außerhalb von Wien für die Gründung einer Kaiserlichen Akademie hätten haben können: Zum Beispiel die *Societas eruditorum incognitorum* des Joseph Freiherrn von Petrasch in Olmütz (1749), die *Königlich Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften in Prag* (1778), die *Ungarische Akademie der Wissenschaften in Pest* (1825), die *Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram/Zagreb* (1836) oder vergleichbare Institute für Wissenschaften und Künste in Venedig und Mailand.

1837 setzten sich zwölf Gelehrte, darunter der Orientalist Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, der Historiker Joseph Chmel, der Botaniker Joseph Freiherr von Jacquin und der Physiker Johann Joseph von Prechtel beim Kaiser für eine Akademie ein, mit einer philologisch-historischen und einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, denn »ihre eigentliche Aufgabe, die wissenschaftliche Empirie, ist einerseits den Erscheinungen der Natur, andererseits dem historischen Faktum zugewendet«<sup>21</sup>. Das Mißtrauen von Seiten der Regierung einer solchen Institution gegenüber konnte jedoch nicht ausgeräumt werden. Wissenschaft hatte dem Staatsinteresse zu dienen und sollte sich nicht durch autonom gewonnene neue Forschungserkenntnisse verselbständigen und so zu einer Konkurrenz für den politischen Bereich werden. Man hielt also die Gründung, trotz zunehmender Unterstützung von Seiten Metternichs, zum Teil mit fadenscheinigen Argumenten hintan: »Wir haben doch auch ohne Akademie ausgezeichnete wissenschaftliche Männer und Professoren [...] und da wir sie haben, so ist die Akademie doch nur eine Sache des Glanzes und des literarischen Ruhmes«<sup>22</sup>. Nachdem Erzherzog Johann bereits 1846 zu deren Kurator bestellt worden war, erfolgte die eigentliche Gründung der *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* durch ein Patent vom 14. Mai 1847. Sie wurde in den Räumen der Polytechnischen Lehranstalt am Karlsplatz untergebracht und unterhielt eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine historisch-philologische Klasse. Damit waren automatisch Fächer ausgespart worden, die die öffentlich-staatlichen Interesse direkt tangieren konnten, wie Jus – im Hinblick auf die Staatsbeamten – oder Philosophie und Theologie. Die *Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien* war prinzipiell für Gelehrte des Gesamtstaates offen, ordentliche Mitglieder konnten jene werden, die in Wien wohnten, während zu korrespondierenden Mitgliedern solche gewählt werden konnten, die nicht in Wien sondern in den Königreichen und Ländern der Monarchie zu Hause waren. Diese »transnationale« Zusammenfassung der Mitglieder reflektierte eine Erinnerungsebene, die auch für den politischen Diskurs von Bedeutung war. Von den vierzig ernannten Mitgliedern kamen achtzehn aus Wien, sieben stammten aus dem lombardisch-venezianischen Königreich, sechs aus Böhmen, vier aus Ungarn und Siebenbürgen, jeweils zwei aus der Steiermark bzw. aus Tirol und einer aus Oberösterreich. Die sprachlich-kulturelle Heterogenität der Monarchie, unterschiedliche politische Verwaltungseinheiten und folglich ein differentes historisches Bewußtsein waren ein wichtiges Motiv für die national-ideologische Argumentation geworden. Dem gegenüber erstarkte seit der Gründung des Kaisertums Österreich (1804) die Idee des übergeordneten Gesamtstaates. Ihre Propagatoren waren Intellektuelle, die in diesen Differenzen den eigentlichen Reichtum des Reiches erblickten, die, wie Joseph von Hormayr und sein Kreis, bewußt kulturvermittelnd auftraten, Mehrfachidentitäten, die sich aus einer gelebten Mehrsprachigkeit begründeten, bejahten und damit eine Situation reflektierten, die der kulturwissenschaftliche Diskurs des ausgehenden 20. Jahrhunderts als »hybride Kultur« bezeichnet: »Der Deutsche lerne die Sprache des Nichtdeutschen, in dessen Land ihn sein Beruf führt, oder mit dem er dient, der Nichtdeutsche die Sprache des Kaiserhauses und der Regierung, so löset sich die Sprachverschiedenheit in der schönsten Einheit der Völker und des Reiches auf«<sup>23</sup>. Die *Österreichische Akademie der Wissenschaften* spiegelt auch heute noch diese »Internationalität« wider: In den Statuten wird festgehalten, daß von den 250 korrespondierenden Mitgliedern 140 aus dem Ausland stammen müssen.



Das »neue« Universitätsgebäude, seit 1857 Sitz der *Akademie der Wissenschaften*, kann zu Recht als ein »Speicher- und Funktionsgedächtnis« (Aleida Assmann) angesehen werden. In ihm lagern Elemente, die für das gesellschaftliche Bewußtsein bis heute von Relevanz geblieben sind. Die dynamischen, immer wieder neu definierten Forschungsbereiche der Akademie der Wissenschaften verdanken sich den sich jeweils verändernden gesellschaftlichen Erfordernissen, das heißt unterschiedlichen gesellschaftlichen Erinnerungsformen. Die Akademie ist somit ein »kultureller Code«, dem im Prozeß von kollektiven Identitätsbildungen eine, zuweilen vielleicht zu gering geachtete, Bedeutung zukommt.

*Zusammenfassend* kann also festgehalten werden: Das Alte Universitätsviertel in der Wiener Innenstadt ist eine Gedächtnisort, in dem eine Vielfalt von Elementen, Vokabeln, Codes lagert, die in der zeitlichen Abfolge jeweils unterschiedlich erinnert werden konnten, insgesamt jedoch zu Identifikatoren für die Konstruktion von kollektiven Identitäten geworden sind. Bis in die Gegenwart erschließt sich die Vielschichtigkeit von Traditionen mit Hilfe einer Vielfalt von Symbolen, die unterschiedliche Botschaften auszusenden vermögen. Das Alte Universitätsviertel ist ein städtischer Raum, in dem nicht nur Gedächtnis lagert, sondern der im Unterschied zu vergleichbaren Räumen auch ein »Funktionsgedächtnis« aufzuweisen hat. Er motiviert die Beobachter, Erinnerungen zu aktivieren, die für das gesellschaftliche Bewußtsein wohl bis heute von aktueller Relevanz geblieben sind.

---

**Prof. Dr. Moritz Csáky** (geb. 1936), Studien- und Forschungsaufenthalte in Paris und Budapest. Habilitation für allgemeine Geschichte der Neuzeit. Seit 1984 O. Prof. für österreichische Geschichte an der Universität Graz. *Leopold-Kunschak Preis* (Wien 1968), *Gindely-Preis* (Wien 1983), *F. Széchenyi-Staatspreis* (Budapest 1989), *Prix Europe* (Strasbourg 1994), *Wilhelm-Hartel-Preis* der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* (Wien 1997), *Karl von Vogelsang Staatspreis* (Wien 1998). W. Mitglied der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, Ausw. Mitglied der *Ungarischen Akademie der Wissenschaften*, Vizepräsident des *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* (1988-1997), Gründer (Obmann 1982-1990) der *Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts*, der *Arbeitsgemeinschaft Wien – Budapest um 1900* (Leitung gemeinsam mit Prof. P. Hának). Gründer und Präsident (bis 1995) des *Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften* (IFK), Wien. Mitglied des *Standing Committee for Social Sciences* (1992-1995) und des *Standing Committee for Humanities* der *European Science Foundation*, Strasbourg. Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte, Socialintellectual history Zentraleuropas, Aufklärung, Fin de siècle, Diskurs der Moderne, Geschichte Österreichs, Geschichte Ungarns. Initiator und Sprecher des Sonderforschungsberichts *Moderne* an der Universität Graz und »Orte des Gedächtnisses«: *Forschungsprogramm der Kommission für Kulturwissenschaften* der ÖAW.